

Zur Einführung

„Es ist ganz gewiß, daß es unsere Rechtfertigung wie unsere Aufgabe ist, die Stellung des Subjekts zu verbessern.“

Jacques Lacan, *Die Angst*

1. Einleitung

Die folgenden Seiten dienen der Einführung und wollen eine erste Orientierung geben. Zunächst möchte ich die Fragestellung dieser Arbeit und ihren Entstehungshintergrund beleuchten. Anschließend werde ich einen gerafften Überblick über die einzelnen Kapitel geben. Im zweiten Teil dieser Einführung versuche ich, Lacan in den ihm zeitgenössischen geistesgeschichtlichen Rahmen einzuordnen und einen Überblick über sein Werk zu geben. Der dritte Teil führt in das Sujet Lacans und dieser Arbeit ein.

1.1. Die Fragestellung dieser Arbeit

Die vorliegende Arbeit ist eine Studie zur *Stellung des Subjekts in der Psychoanalyse Lacans*. „Stellung“ ist hier einerseits im Sinne von Position, Verortung des Einzelnen in einer Struktur zu verstehen; ergänzend zu dieser strukturalen Perspektive ist andererseits die prozessuale Dimension gemeint, also die Frage der „Stellung“ des Subjekts im Sinne einer Aufrichtung und Einstellung in das soziale Beziehungsgeflecht. Dieser subjektiv-dynamische Aspekt kristallisiert sich in der Frage, welche Freiheit zur Veränderung seiner selbst das Subjekt hat, und auf welchen Wegen sich solch eine Veränderung gemäß Lacans Theorie vollzieht.

Veranlassung zu dieser Arbeit, die sich als ein Beitrag zur Subjekttheorie versteht, war mein Interesse für das Selbstverhältnis des Menschen, also für die Beziehung, die der Einzelne als Subjekt zu sich selbst unterhält. Dieser Zusammenhang ist vor allem angesichts der Anerkennung der psychoanalytischen Entdeckung des Unbewußten und ihrer Folgen erneut zu befragen. Die beiden genannten Punkte – die Stellung des Subjekts wie auch sein Anteil am Prozeß der Veränderung – lassen sich bestimmen in einer Untersuchung dessen, was es in Lacans Theorie heißt, „Subjekt“ zu sein.

Eine Einlassung auf das Sujet der Psychoanalyse Lacans zur Beantwortung dieser Fragen läßt sich wie folgt begründen. Tatsächlich verweist der Themenkreis von Subjektivität und Selbstverhältnis des Menschen auf den ersten Blick an die Philosophie. In dieser dominiert seit der Neuzeit eine Sichtweise von Subjektivität, die sich um das Bewußtsein zentriert – bis heute inkarniert in der Formel des cartesianischen *cogito sum*, „Ich denke, also bin ich“. Die damit eingeleitete Hoheit des „Ich“ manifestiert sich als Selbsttransparenz des Bewußtseins, als Selbstverfügbarkeit, subjektive Autonomie und Willensfreiheit. Solch ein Subjekt als Manifestationsort und Medium vernünftiger und authentischer

Selbstverwirklichung ist heute allerdings diskreditiert. Die Aufklärung, die Fortschritt, Emanzipation, Freiheit und Selbstverwirklichung versprach, wird als „große Erzählung“ entlarvt, die ihre Legitimation verloren hat (Lyotard, 1986); an ihrer Statt stehen Partikularismus oder gar Indifferenz (Zima, 2001). Individualität wird zu einem kalkulierten Risiko in der reflexiv-gewordenen Moderne (Beck, 1986). Das subjektphilosophische Ursprungsdenken, das als archimedischer Punkt für Letztbegründungen diente, solange alles Sein aus dem Denken entsprang, muß verabschiedet werden. Selbst dem Begriff des Menschen von sich widerfährt der Nachweis seiner historischen Kontingenz und Abhängigkeit vom jeweiligen „Denkmuster“ (Foucault, 1974). Trotzdem sollte daraus nicht vorschnell die Zersetzung und Auflösung, der Tod des Subjekts gefolgert werden.

Allerdings ist die Erschütterung des unerschütterlichen Fundaments unleugbar. Verdoppelt wird sie durch eine „psychologische Kränkung“, die die Grunderkenntnis der Psychoanalyse Sigmund Freuds beibringt: „daß das Ich nicht Herr sei in seinem eigenen Haus“ (Freud, 1917, S. 11). Diese Behauptung entsprang nicht der Kontemplation, sondern gründet sich auf empirische Erfahrungen. Freuds Hören auf das, was sich im Sprechen seiner Patienten artikulierte – seine Anerkennung von Fehlleistungen verschiedenster Art, von Träumen und Krankheitssymptomen als Manifestationen subjektiven, lebensgeschichtlichen Sinns – begründete die Annahme unbewußter psychischer Vorgänge, die einen Einfluß auf das bewußte Denken, Wollen und Handeln nehmen, ohne doch bewußt zu werden. Jedoch bedeutet das keine Verabschiedung philosophischen Gedankenguts. Vielmehr verlangt die offenkundige Unzulänglichkeit einer allein im Selbstbewußtsein und seiner Durchsichtigkeit fundierten Theorie nach einer Umarbeitung und Erweiterung der tradierten Positionen um die Erkenntnisgewinne der Psychoanalyse. M.E. favorisiert dieser Umstand die Wahl der Psychoanalyse, wenn man sich heute über die Stellung des Subjekts Klarheit verschaffen will.

Der französische Psychoanalytiker Jacques Lacan ist in diesem Zusammenhang besonders geeignet, um an ihn die Frage nach dem Schicksal des Subjekts zu richten. Denn sein Werk ist *in nuce* eine Subjekt-Theorie. Dabei ist es eine markante Besonderheit seines Denkens, „keinen Prozeß und keine Struktur ohne Subjekt“ (Dolar, 2000, S. 44f.; Kursiv. weggel. von mir, Ch. B.) gedacht zu haben. Diese Besonderheit der Lacanschen Theorie hängt sicherlich damit zusammen, daß seine Entwicklung zeitgleich mit dem Strukturalismus in den 1950er und 1960er Jahren erfolgte und sich fortsetzte bis in die Ära des Poststrukturalismus in den 1980er Jahren, welche Denkweisen in systematischer Absehung vom Subjekt nur die überindividuelle Struktur erforschen und für gewichtig halten (vgl. Kapitel 2.2.1.).

Was die hier interessierende Frage der Stellung des Subjekts und dessen Selbstverhältnis angeht, ist allerdings festzuhalten, daß Lacan bereits zu Beginn seiner psychoanalytischen Forschung in den 1930er Jahren das Interesse auf die für das menschliche Ich konstitutive Selbstverkenning lenkte und mit der Behauptung einer „paranoischen“ Struktur der Erkenntnis auf die Spitze trieb. Ab

den 1950er Jahren bemühte er sich verstärkt um eine theoretische Formalisierung der psychoanalytischen Erfahrung der Subversion des seiner selbst bewußten Ichs durch sein Unbewußtes. Damit trug er nicht nur der Dezentrierung des Subjekts aufgrund der Gegebenheiten der Sprache – und im Zusammenhang damit auch einem als sprachlich verstandenen Unbewußten –, Rechnung, sondern vor allem dem Vorgang des Sprechens, wie es sich in der psychoanalytischen Kur ereignet.

Diese sprachtheoretische „Grundlegung der Psychoanalyse“ (Lang, 1973) spiegelt sich in Lacans These der sprachlichen Spaltung des Subjekts wider, die einen ebenso hohen Bekanntheitsgrad erlangt hat wie die Vorstellung, daß das Unbewußte sprachlich strukturiert ist. Jedoch ist m.E. den Konsequenzen dieser Behauptungen bisher zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt worden. Hinsichtlich ihrer Bedeutung drängt sich der überkommenen Subjekttheorie und ihren Vorstellungen über das Selbstverhältnis des Subjekts eine ganze Reihe von Fragen auf. Denn die Konstitution des Subjekts über das Medium der Sprache hat eine alteritätstheoretische Grundlage. Was also bedeutet die sprachliche Zerteilung für den Menschen als „In-Dividuum“? Wie ist Individualität in dieser Sichtweise zu verstehen? Welche Folgen hat die Einschreibung des sprachlichen Signifikanten ins Subjekt für dieses? Was bedeutet die Entdeckung des Unbewußten konkret? Und was für Auswirkungen sind damit verbunden?

Auch wird die psychoanalytische Reflexion dieser Dialektik erkennen lassen, inwiefern das Unverfügbare die Möglichkeitsbedingung einer relativen Freiheit und Veränderung ist. Die psychoanalytische Erfahrung des Unbewußten konterkariert zwar krude Vorstellungen von psychischer Freiheit und Willkür, indem sie Äußerungen von Gedanken, Phantasien oder Träumen als überdeterminiert, d.h. mehrdeutig und in verschiedene Sinne weisend, erkennt. Andererseits aber widerspricht die Erfahrung des Menschen, Pläne zu schmieden, sich selbst anzuführen und manchmal gar zu bezwingen, Vorstellungen eines durchgängigen psychischen Determinismus. Somit stellt sich die Frage: Wie kann man das theoretisch fassen? Welche Rolle spielt das „Ich“? Welche Bedeutung hat das Bewußtsein? Und wo ist hierin das Subjekt zu verorten? Die Antworten auf diese Fragen, die ich in Lacans Theorie gefunden habe, sind hier niedergelegt.

1.2. Methodisches Vorgehen: Fragen, Lesen, Schreiben

„Der, der mich befragt, versteht mich auch zu lesen.“

Jacques Lacan, *Television*

„Sie sind es, durch Ihre Anwesenheit, die machen, daß ich etwas gelehrt habe.“

Jacques Lacan, *Das Seminar von Caracas*

Die umschriebene Fragestellung erforderte, die Stellung des Subjekts *zu denken*, weshalb es galt, Lacans Psychoanalyse als *Theorie* zu bearbeiten. Theorien

sind, als explizit ausgearbeitete und formalisierte Wissensformen, gleichermaßen Resultat der Erforschung und Klärung anliegender Fragen und Probleme als auch Orientierungsrahmen und Entscheidungshilfe für das methodische Denken im Bereich der Wissenschaften und das praktische Handeln im Alltag. Hinsichtlich des damit angesprochenen Zusammenhangs von Theorie und Praxis ist es ein Plus der Psychoanalyse Lacans, daß sie ihre Erkenntnisse direkt aus der «*expérience analytique*» bezieht. Dieser Begriff bezeichnet nicht nur „Erfahrung“ im Sinne von „reisen, durchfahren, durchziehen, erreichen [...] kurz: bewandert“ (Weber, 2000, S. 216; Kursiv. weggel. von mir, Ch. B.), sondern ebenso das wissenschaftliche „Experiment“ im Interesse des Erkenntnisgewinns. Der angestregten Erforschung der Stellung des Subjekts wird also die Beschäftigung mit Lacans Psychoanalyse nahegelegt durch den Umstand, daß sie gleichermaßen in der Empirie wie der Theorie beheimatet ist.¹

Obwohl also in der Psychoanalyse das Theorie-Praxis-Gefüge wohl inniger verschränkt ist als in allen anderen Wissenschaften, versteht sich die vorliegende Arbeit trotzdem als eine rein theoretische Auseinandersetzung. Denn, so muß festgehalten werden, zwischen einem praktizierenden Analytiker und einem *Psychoanalyse-Theoretiker* besteht ein gewichtiger Unterschied, und zwar der, daß – mögen auch beide eine Erfahrung der Veränderung gemacht haben – nur der Psychoanalytiker über ein handwerkliches Veränderungswissen verfügt. Der Theoretiker gleicht dem Kenner des virtuosenspiels, der noch nie eine Geige in der Hand gehalten hat. Auf diesen Punkt hat Lacan selbst in einer didaktischen Reflexion aufmerksam gemacht:

„Die Wahrheit der Psychoanalyse ist, wenigstens zum Teil, nur der Erfahrung des Psychoanalytikers zugänglich. Das Prinzip selbst eines öffentlichen Unterrichts geht von der Vorstellung aus, daß sie nichtsdestoweniger anderswo mitteilbar ist.“ (*Sém X*, p. 282)²

Dabei geht es, wie Lacan im selben Seminar sagt, in seinem Unterricht weder darum, Deutungen zu geben, noch das authentische Erleben der Kranken fühlbar zu machen, sondern die Wurzeln und Triebfedern des Leidens zum Verständnis zu bringen. Dafür appelliert er an die analytische und nicht-analytische Erfahrung seiner Zuhörer (*Sém X*, p. 26-27). Die Möglichkeit der Mit-Teilbarkeit der psychoanalytischen Erfahrung gründet für Lacan darin, daß jedes menschl-

¹ Lacans Verständnis nach haben Psychoanalyse und Wissenschaft zwar dasselbe Subjekt, jedoch ist das Objekt der Psychoanalyse kein isolierter und neutraler Gegenstand, sondern dieses Subjekt selbst. Somit gibt es keinen Ort, von dem aus die Psychoanalyse „verobjektiviert“ werden könnte, sie ist eine „Theorie des Besonderen“ (*É*, p. 260/*Schr I*, S. 100), eine „Konjunkturalwissenschaft“, die sich um den Zufall herum konstituiert (*Sém II*, p. 341/S. 375). Gewonnene Erkenntnisse können nicht allgemein und schematisch angewendet werden, da sich sonst das Phänomen entziehen und das psychoanalytische Feld verschließen würde (*AE*, p. 139). Nichtsdestoweniger bemühte sich Lacan um Eindeutigkeit in der Weitervermittlung der „psychoanalytischen Erfahrung“, zu welchem Zwecke er Siglen, Gleichungen und graphische Modelle verwendete (vgl. Darmon, 1990). Diese „Matheme“, wie Lacan sie nannte, werden von mir in dieser Arbeit nach und nach eingeführt und erläutert.

² Zur Zitierweise vgl. unten.

che Wesen den Geschicken des Sprechens und der Sprache ausgeliefert ist (i-bid).

Auf welche Weise also ist mit Lacans Lehre *methodisch* zu verfahren? Indem man sie als das nimmt, was sie ist: ein Unterricht, und indem man sie befragt. Der Widerstand, der sich dabei dem Verständnis aufzutut, ist, so Lacan, unser eigener Widerstand, der des Ichs, worunter all die Vorurteile zu verstehen sind, auf die das Ich in Gestalt des Wissens sich etwas einbildet (vgl. *Sém* II, p. 56/S. 56). Daher ist die Arbeit, die in der Lektüre Lacans erforderlich ist, um ihn zu verstehen, eine Arbeit, die man an sich selbst verrichten muß.

Nichtsdestotrotz verkörpert die vorliegende Arbeit einen Diskurs des Wissens (*Sém* XVII; vgl. Lipowatz, 1998). Das Wissen, das hier sozusagen spricht, entstand aus einer anhaltenden Bewegung des Fragens, die sich aus einem Mangel und einem ewig unbefriedigten Begehren speiste. Auf diese Weise habe ich das vorliegende Buch geschrieben, wobei die Halbierung des Sujets, die einer theoretischen Herangehensweise geschuldet ist, hinzunehmen war. Allerdings ist daraus kein Gefälle zwischen einzelnen Diskursarten abzuleiten, so als ob der Diskurs des Analytikers höherwertig wäre als der des Lehrers oder umgekehrt. Auch der analytische Diskurs ist nur einer unter anderen, und Lacan verwarhte sich strikt dagegen, daß er ein absolutes Wissen erzeugen oder begründen könnte.

In Abkehr von Lacans eigenem Stil, der als hermetisch, dunkel und schwer verstehbar gilt, habe ich mir aber vorgenommen, verständlich, kohärent und argumentativ nachvollziehbar zu schreiben. Der bewußt extensiv gewählte Ansatz in der Darstellung sollte nicht verschüttet werden durch ein unvermitteltes Hintertreiben mit der lacanianischen Begrifflichkeit, welche Verkürzung den Adressaten-Kreis auf ausgewiesene Insider beschränken und sich in Verdacht bringen würde, sich um die eigentliche Arbeit herumzudrücken. Ziel war es nicht zuletzt, mit dem Kompaß der umschriebenen Themenstellung die so schwer zugängliche Begriffswelt der Lacanschen Psychoanalyse aufzuschließen. Daher galt es, sich eng an Lacans Text zu halten bzw. immer wieder auf ihn Bezug zu nehmen. In dem Maße allerdings, in dem der hohe Grad an Komplizierung nach Explizierung verlangte, schien mir ein gewisses Mehr an Raum beim Schreiben unvermeidlich. Ich hoffe, der Leser wird dies billigend in Kauf nehmen.

Diese methodischen Reflexionen wären unvollständig ohne eine Erörterung der Schwierigkeiten, *Lacan zu lesen*. Lacan war kein Freund des Schreibens, sondern ein Mann des Wortes. Seine Lehre gestaltete sich wesentlich als mündlicher Unterricht im Rahmen von Seminar-Vorlesungen, nicht unähnlich der Tradition der antiken Philosophenschulen. Anstelle von systematischer Kohärenz oder der Konstruktion eines großen Systems wollte sein Diskurs eher eine Veränderung im Hörer erzielen, also „formieren statt informieren“ (vgl. Hadot, 2002). Das Ziel war stets, zur Lektüre von Freuds Werken hin- oder zurückzuführen, keineswegs wollte Lacan sie ersetzen (*Sém* II, p. 55/S. 55).

Was das von Lacan Geschriebene angeht, so ist zu bemerken, daß nicht nur sein Werk, sondern auch jeder einzelne seiner Texte dezentriert bzw. bruch-

stückhaft ist. Lacans Vorhaben, seine *Écrits* unlesbar zu machen, ist zu trauriger Berühmtheit gelangt. Tatsächlich aber muß sein Stil, die enorme Dichte seiner Texte, ihr Reichtum an Anspielungen und ihre Armut an klaren und allgemeines verständlichen Aussagen als ein Schutz angesehen werden gegen vorschnelles Verstehen. So gibt es bei Lacan stets etwas, das überschüssig ist, nicht aufgeht, in Widerspruch gerät und stört. Es ist Methode, daß es immer irgendwo hapert.

Außerdem spiegelt diese Strategie des Lacanschen Unterrichts das Wesen der analytischen Erfahrung wider: zusammenhängende Gedankenentwicklungen, Begriffserklärungen oder geschlossene Darstellungen einzelner Theoreme fehlen weitgehend. Anstelle von Argumenten oder Belegen, die, wenn sie denn erfolgen, nicht immer exakt sind, finden sich Zerstreuungen, Sprünge, und nicht selten Polemiken. Die Mißverständlichkeiten, zu denen es so kommt, rechtfertigt Lacan mit ihrem produktiven Stellenwert, so daß,

„wenn man kohärent sein soll mit seinen eigenen Begriffen in seiner Praxis, wenn jeder stichhaltige Diskurs gerade nach den eigenen Prinzipien, die er erzeugt, beurteilt werden soll, ich sagen würde, daß es in ausdrücklicher, wenn nicht absolut überlegter Absicht geschieht, daß ich diesen Diskurs in solcher Weise weiterführe, daß ich Ihnen Gelegenheit biete, ihn nicht ganz und gar zu verstehen. Diese Spanne erlaubt es, daß Sie selbst sagen, daß Sie glauben, mir zu folgen, das heißt, daß Sie in einer problematischen Position bleiben, die immer die Tür offen läßt für eine fortschreitende Berichtigung.“ (*Sém III*, p. 184/S. 194)

Anders herum gesagt: Würde Lacan sich leicht verständlich machen und klar ausdrücken, wären im Rahmen seiner Prämisse, daß zwischenmenschliche Kommunikation sich wesentlich im Mißverständnis abspielt, die Mißverständnisse möglicherweise gar nicht mehr auszuräumen, sofern es kein hartnäckigeres Mißverständnis gibt als das, alles zu verstehen (vgl. *Sém III*, p. 184/S. 194f.).

Hier zeigt sich deutlich, daß Lacan weder seine Zuhörer noch seine Leser aus ihrer eigenen Verantwortung entläßt. Ebenso war er sich dessen bewußt, daß er in seinem Unterricht seine Aussagen mitreflektieren muß, da jeder, auch der Lehrende, in einer Beziehung zur Realität des Unbewußten steht, woraus sich auch die Verantwortung des Lehrenden für die Wirkungen seines Sprechens ergibt (*Sém XI*, p. 137/S. 156f.). Diesbezüglich charakterisierte Lacan den Professor als jemanden, der mittels des Unterrichts unterrichtet, d.h. dadurch, daß er in der Lehre „herumschneidet“ und dabei „etwas der Collage Analoges“ herstellt (*Sém X*, p. 201). Der Wert einer gelungenen Unterrichts-Collage besteht für Lacan nun allerdings nicht darin, sie in der Sorge um Anschlußmöglichkeiten zu gestalten und sich dementsprechend zu mäßigen, sondern gerade darin, einen Mangel hervorzurufen, welches Ergebnis er als den Effekt betrachtet, der einem guten Unterricht eignet (*Sém X*, p. 201-202).

Wie also soll man Lacan lesen? Um es zu wiederholen: indem man sich seiner Erfahrung unterzieht und ihn befragt. Dabei wird man nicht nur eine wörtliche, sondern eine buchstäbliche Lektüre anstrengen müssen. Was damit gemeint ist, läßt sich an einem der prominentesten Begriffe Lacans veranschaulichen, und zwar dem „Begehren“, das die Rückübersetzung des französischen « *désir* » ist.

Obwohl Freud nirgends das Wort „Begehren“ gebraucht, ist Lacans Wahl dieses Ausdrucks dennoch gerechtfertigt (*É*, p. 690/*Schr* II, S. 126; vgl. Weber, 2000, S. 151). So stellt zwar das französische Wort «*désir*» die Übersetzung von „Wunsch“ dar, doch sind die beiden Terme nicht deckungsgleich (zu den etymologischen Differenzen vgl. v. Bormann, 1994, S. 68); auch «*vœu*» und «*souhait*» bedeuten „Wunsch“. Lacan selbst vermerkt diesen Unterschied:

„Es ist bedeutsam, daß sich bei Freud das Begehren immer nur aus dem Namen *Wunsch** hervorbringt. *Wunsch**, *wish*, das ist le *souhait*. Es gibt Wunsch nur ausgesagt (*énoncé*). Das Begehren ist nur unter dem Anspruch gegenwärtig.“ (*AE*, p. 356)

Das, was Lacan mit „Begehren“ visiert, will also mehr und anderes heißen als Freuds „Wunsch“ (*Sém* XI, p. 129/S. 147). Wie Weber unter Rekurs auf Freuds Theorie des Wunsches ausführlich dargelegt hat, hat der Wunsch, der im Traum als erfüllt dargestellt wird, „die Form einer diskursiven Aussage und ist aus den latenten Traumgedanken gebildet“ (Weber, 2000, S. 159, Hervorheb. weggel. von mir, Ch. B.; vgl. *É*, p. 628-629/*Schr* I, S. 220f.). Mit solch einem Begriff von „Wunsch“ als Endprodukt der latenten, sekundärhaften Traumgedanken können jedoch nicht die von Freud beschriebenen primärprozeßhaften Vorgänge des Unbewußten, und zwar die Verschiebung und die Verdichtung, erfaßt werden – und somit auch nicht das Wesen des Traums, das nicht in den latenten Gedankeninhalten zu suchen ist, sondern die Traumarbeit als solche ist (Freud, 1900, S. 511). Indem Lacan diese Prozesse als „differentielle Artikulation von Signifikanten“ (Weber, 2000, S. 159f.) reformuliert, wird es ihm möglich, einen Begriff des „Begehrens“ zu schmieden, der seine Struktur aus dem Unbewußten empfängt und die metonymische Gleitbewegung der Libido selbst darstellt (*ibid.*; vgl. *Sém* VI, 26.11.1958 und 14.01.1959). Im Kapitel über die psychoanalytische Kur wird dies anhand eines konkreten Beispiels deutlich werden (vgl. Kapitel 8.3.2.1.).

Entgegen einer wörtlichen Auffassung also, die zu starrem Bauklotz-Denken führt, will Lacans Wort ausbuchstabiert werden. Zwar ist ihm eine gewisse Neigung zur theoretischen Bastelei nicht abzuspüren, doch hält Lacans Denkbeziehung selbst in seinen Formeln nur vorübergehend inne. Da Lacans Aussagen ihre Funktion nur an ihrer jeweiligen Stelle erfüllen (*É*, p. 834/*Schr* II, S. 212), bleibt ihr Wert immer an ihren Stellenwert gebunden (Weber, 2000, S. 218). Allerdings ist damit keine okkasionelle Beliebigkeit gemeint, denn „jeder Begriff hält sich nur durch sein topologisches Verhältnis mit den anderen“ (*Sém* XI, p. 84/S. 96).

Hier scheint der *systematische Charakter* der Lacanschen Lehre auf, mit dem in dieser Arbeit die berüchtigte Unverständlichkeit Lacans pariert werden soll. Gewiß verwarnte sich Lacan von Anfang an dagegen, sein Unterricht sei ein System (*Sém* I, p. 7/S. 7). Nichtsdestoweniger unterliegt seinen Aussagen, Erklärungen, Beispielen und Fall-Kommentaren ein komplexes und erstaunlich kohärentes Gebilde von Begriffen, die in spezifischer Weise miteinander verknüpft sind. Ohne hier das Gespenst einer ungeschriebenen Lehre in die Welt zu set-

zen, kann man doch mit Gewißheit sagen, daß die Psychoanalyse mit Lacan insofern reflexiv wird, als er die begrifflichen und theoretischen Konsequenzen zieht aus dem, was in Freuds Werk und Erfahrung angelegt ist.³ Lacan selbst machte 1966 in einem Interview geltend, „daß alles, was ich geschrieben habe, gänzlich bestimmt ist durch das Werk Freuds. Das ist der erste Titel, auf den ich Anspruch erhebe: ich bin der, der Freud gelesen hat“ (Lacan, 1966b).

Wer sich mit Lacans Psychoanalyse beschäftigt, wird daher immer auch mit dem Werk Freuds konfrontiert werden. Gerade Lacan verstand sich nicht als Begründer einer neuen Richtung der Psychoanalyse, sondern propagierte eine „Rückkehr zu Freud“. Dennoch meine ich, daß eine Beschäftigung mit Lacans Werk auch ohne explizite Auseinandersetzung mit Freud zulässig ist. Dies gilt insofern, als Lacan nicht „nur“ eine Rückkehr zu Freud betrieb, sondern dessen Ideen, Konzepte und Begriffe reformulierte bzw. um eigene bereicherte. Lacans Werk ist daher sehr viel mehr als nur ein Kommentar zu Freud und verdient es, für sich alleine betrachtet zu werden. Das Verhältnis von Lacans Schaffen zu Freuds Werk muß (einer) anderen Arbeit(en) vorbehalten bleiben.

1.3. Verwendete Literatur, Übersetzung und Zitierweise

Den *Untersuchungs-Gegenstand* der vorliegenden Arbeit bildet Lacans Lehre in ihrer schriftlichen bzw. verschrifteten Form. Der Zugang zu ihr wird aus verschiedenen Gründen erschwert, zunächst weil Lacan selbst zwar viel vom Sprechen hielt, aber nur sehr ungern Schriftliches von sich gab. Zwar ließ er sein Seminar transkribieren und zur Einsicht für seine Schüler auslegen, doch scheute er die Veröffentlichung, die er als « poubellication » (eine Verballhornung von „Veröffentlichung“ und „Mülleimer“) bezeichnete (*AE*, p. 344). Es bedurfte langer Anstrengungen des Herausgebers F. Wahl, bis eine Sammlung von Vorträgen und Aufsätzen Lacans versammelt war, die Lacan alle nochmals durchsah und an einigen Stellen überarbeitete. Angesichts dessen kann gesagt werden, daß die *Écrits* (1966) eine Lektüre erlauben, wo nicht erfordern, in der jeder Satz auf die Goldwaage gelegt werden kann. Was die Seminare anbelangt, so ist ihnen beschieden, im Einverständnis mit Lacan von dessen Schwiegersohn Jacques-Alain Miller „poubelliziert“ zu werden. Ausgehend von den Tonbandaufnahmen und Transkriptionen erstellt Miller einen Text, der Lacans Rede verändert, umstellt, hinzufügt, wegekürzt, „logifiziert“ (zum Problem der Textherstellung der Seminare durch Miller vgl. Roudinesco, 1999, S. 605-626; Schmitz, 2001; Tholen, 2001, S. 30ff.). Die Seminare I, II, XI, XX erschienen noch zu Lacans Lebzeiten, so daß ihnen große Verlässlichkeit zugesprochen werden kann – für alle anderen Seminare gilt es, die genannten Unwägbarkeiten im Auge zu behalten.

³ Die Reflexivierungsthese ließe sich für verschiedene Begriffe belegen, nicht nur den des „Begehrens“. So erfährt das Unbewußte bei Lacan eine strukturelle Aufhebung (vgl. Kapitel 2.3.); der Objektmangel wird in dreifacher Weise differenziert (vgl. Kapitel 4.1.3.). Das „Subjekt“ schließlich, welchen Ausdruck Freud fast nie gebrauchte – eine ausgearbeitete Theorie des Subjekts ist bei ihm jedenfalls nicht zu erkennen (vgl. Freud, 1915a, S. 220; 1933, S. 64) – ist für Lacan der zentrale Begriff schlechthin, so daß seine Theorie gar als der letztmögliche Versuch einer Subjekttheorie gelten kann (Gondek, 2001, S. 133).